

böhlau



KURT BAUER (HG.)

Bauernleben

VOM ALTEN LEBEN AUF DEM LAND

böhlau

Bauernleben

Vom alten Leben auf dem Land

herausgegeben von
Kurt Bauer

4., durchgesehene Auflage



2014

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Coverabbildung: „Einfutter richten, 1950, Fritz- oder Lammertal“
© Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Fotosammlung

4., durchgesehene Auflage
ISBN 978-3-205-79568-1

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2014 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar
<http://www.boehlau-verlag.com>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Druck: Baltoprint, Litauen

Inhalt

Kurt Bauer	Vorbemerkungen	9
------------	----------------	---

Leben und Arbeiten auf dem Bauernhof

Andreas Holzer	<i>Ein Bauernjahr im Lungau</i>	13
Alois Reinthaler	<i>Leben auf einem Innviertler Vierseithof</i>	18
Alois Gatterer	<i>Ein Bauernhaus im Waldviertel</i>	22
Anna Starzer	<i>Kuchl und Stube</i>	26
Anna Starzer	<i>Die Dienstboten</i>	29
Flora Gappmaier	<i>Dienstbotenschicksal</i>	34
Hans Sinabell	<i>Die Arbeit von Kindern</i>	36
Alois Poxleitner-Blasl	<i>Das Vieh</i>	40
Alois Poxleitner-Blasl	<i>Die Mühle</i>	49
Alois Reinthaler	<i>Brot backen</i>	50
Alois Poxleitner-Blasl	<i>Butter rühren</i>	53
Flora Gappmaier	<i>Butterschmalz leitern</i>	55
Alois Reinthaler	<i>Sauerkraut machen</i>	56
Alois Haidvogel	<i>Sau abstechen</i>	58
Matthäus Prügger, Franz Huber und Alois Gatterer	<i>Tägliches Essen</i>	61
Anna Siebenhandl	<i>Der Waschttag</i>	64
Alois Poxleitner-Blasl	<i>Heuernte in den Voralpen</i>	66
Johann Sack	<i>Heuernte am Einserkanal</i>	73
Josef Lassnig	<i>Heuernte im Gebirge</i>	75
Heinrich Paar	<i>Brand- und Schlagkorn</i>	82
Johann Sack	<i>Getreideernte im Seewinkel</i>	88
Alois Haidvogel	<i>Dreschen im Waldviertel</i>	91
Alois Reinthaler	<i>Flachs</i>	94
Andreas Holzer	<i>Almauftrieb</i>	98
Johann Kaufmann	<i>Ein Sommer auf der Alm</i>	102
Johann Sack	<i>Die Viehhirten</i>	105

Bauernleben

Hans Sinabell	<i>Der Halterbub</i>	106
Alois Gatterer	<i>Im Winter</i>	110

Rund um den Hof

Alois Haidvogl	<i>Der Schmied</i>	113
Alois Haidvogl	<i>Der Binder</i>	115
Alois Reinthaler	<i>Der Strohdecker</i>	116
Franz Huber	<i>Störhandwerker</i>	118
Hans Sinabell	<i>Reitermacher, Rastelbinder und Hausierer</i>	120
Christian Horngacher	<i>Holzarbeit</i>	121
Heinrich Innthaler	<i>Die Holzriese</i>	126
Johann Hochstöger	<i>Die Fuhrleute</i>	129
Josef Gamsjäger	<i>Aus einem Wildererleben</i>	133

Jahreskreis

Alois Reinthaler	<i>Das Jahr</i>	137
Andreas Holzer	<i>Lohnauszahlung zu Lichtmess</i>	140
Josef Lassnig	<i>Palmsonntag, Karwoche, Ostern</i>	141
Johann Hochstöger	<i>Wallfahrten</i>	143
Alois Haidvogl	<i>Bitt-Tage</i>	145
Alois Haidvogl	<i>Fensterln</i>	147
Alois Gatterer	<i>Kirtag</i>	150
Hedwig Duscher	<i>Die sterbenden Menschen</i>	152
Hans Sinabell	<i>Advent</i>	154
Franz Huber	<i>Weihnachten</i>	157

Lebenslauf, Weltenlauf

Berta Dörrer	<i>Kriegsende</i>	161
Matthäus Prügger	<i>Ein Bauernleben</i>	161
Hedwig Duscher	<i>Die Mutter</i>	166

Inhalt

Anna Siebenhandl	<i>Ankunft in der Fremde</i>	168
Heinrich Paar	<i>In den Dreißigerjahren</i>	172
Franz Huber	<i>Ein Schüler</i>	176
Hans Sinabell	<i>Schulzeit</i>	178
Andreas Holzer	<i>Als Hitler kam</i>	180
Alois Poxleitner-Blasl	<i>Im Krieg</i>	183
Anna Siebenhandl	<i>Fliegerangriff</i>	185
Anton Pillgruber	<i>Abschied vom Hof</i>	188

Anhang

<i>Glossar</i>	195
<i>Wichtige Tage im bäuerlichen Jahreskreis</i>	217
<i>Autorinnen und Autoren</i>	225
<i>Foto- und Quellennachweis</i>	234
<i>„Damit es nicht verlorengeht ...“</i>	235

Leben auf einem Innviertler Vierseithof

Die Vorfahren des 1904 geborenen Alois Reinthaler sind in den Pfarrmatrikeln bis ins frühe 18. Jahrhundert nachweisbar. Seine Erinnerungen vermitteln einen plastischen Eindruck vom bäuerlichen Leben auf einem großen, wohlhabenden Bauernhof.

Ein Vierseithof im typischen Innviertler Baustil besteht aus dem Wohnhaus, den beiden Ställen und einer Scheune. Diese vier Gebäude sind durch große, hohe Tore (Hofhoamad) miteinander verbunden. Im Hof lag die Dungstätte und die Jauchengrube, der Stolz eines jeden Bauern, denn je größer der Misthaufen, desto stattlicher war auch das Gehöft. Die Holztore wurden von innen verriegelt, und nur ein kleines Schlupftürchen gab Einlass, das ebenfalls durch ein Fallschloss mit verborgenem Schubriegel abgesperrt werden konnte. Diese raffinierte Sperre kannten meist nur die Hausleut'.

Ein großer Hund bewachte bei Tag an einer langen Kette alle Vorgänge, bei Nacht meldete er durch wütendes Gebell, wenn ihm in seiner Umgebung etwas nicht geheuer vorkam. Beim Fensterln war ein solcher Aufpasser recht hinderlich und lästig. Manches Liebespärrchen wurde durch diesen Satan gestört, und heißer Liebesdrang konnte oft nicht in Erfüllung gehen, weil diese mächtigen Hofhunde manchmal „auf den Mann“ abgerichtet waren und es nicht ratsam war, ihnen in die Quere zu kommen.

Der Bachschallerhof hatte die gleiche Bauweise und bestand auch aus den vier Objekten, hinzu kam noch eine große Remise für Wägen und Ackergeräte und eine Werkstatt. Auf der Schmalseite des Wohnhauses lagen das Presshaus, der zweigeschoßige Troadkasten und der Fässerboden mit dem Bretterlager, darunter war der Mostkeller mit einer Obstbühne und Platz für die Hackfrüchte.

Im großen Stallgebäude lagen die Stände der Pferde und Zugochsen, nebenan der Umlaufstall für Fohlen und Mutterstuten. Durch eine Mauer getrennt war die Fletz für ein Dutzend Milchkühe, auf der anderen Seite des Futterplatzes standen die Jungrinder, extra abgegrenzt war der Stand für den Sprungstier, durch doppelte Kette und mit einem Nasenring abgesichert. Im zweiten Stall hatten die Schweine, Ferkel und Zuchtkälber ihre Boxen, nebenan standen noch etliche Mast-

rinder, Eine Unzahl Federvieh (Hühner, Enten und Gänse) waren in einem separaten Raum untergebracht, damit nicht durch eine Pest auch die anderen Ställe verseucht wurden. Außerdem verbreitet der Geflügelmist einen recht unangenehmen Geruch. Nur zum Füttern oder zum Eierholen betrat das „Hennermensch“ ungern diesen Raum.

Oberhalb lagen die Futterböden mit dem Häckselplatz und das Hafermagazin, zu diesen hatten nur der Bauer oder die Bäuerin einen Schlüssel. Ein Knecht aber, der auf schöne Rösser hielt, verschaffte sich hintenherum einen Nachschlüssel und stahl manchen Sack dieser Körner, die er dann aus einem besonderen Versteck kleinweise seinen Rössern zur normalen Ration dazugab. Es galt der Spruch: „Ein Bamerl, der nicht Hafer stiehlt, ist kein guter Fuhrmann.“

In der Scheune wurden das Getreide bis zum Drusch und dann auch das Stroh gelagert. An einer der beiden Tennen befand sich ein kleiner, gezimmerter Troadkasten zur Lagerung von Körnern, hier waren auch Reitern, Siebe und die Putzmühle deponiert. Über den Stadeltoren hatten bei den meistern Bauern die Hauskinder Taubenkobel. An anderer, geschützter Stelle im Hof hingen Sensen, Gabeln und Rechen sowie die Geschirre der Pferde und Ochsen, weiters Böcke zum Aufhängen der Ketten und Seile sowie Stellagen fürs Handwerkzeug. In der Rosskammer wurden die Paradegeschirre mit den schönen Windriemen, den glänzenden Schnallen und Quasten zum Gespann schwerer Leiterwägen und die Brustgeschirre für die Laufwagln, die für Fahrten in die Stadt, zu Hochzeiten und Kirchtagen hergenommen wurden, aufbewahrt.

Das alte Wohnhaus war vollständig aus Holz gebaut, das Dach mit Legschindeln, die Außenwände mit Zierschindeln aus Holz wetterfest gedeckt. Im Erdgeschoss befand sich die große Stube mit dem Esstisch im Herrgottswinkel, ein großer Kachelofen stand an der Seite, dahinter war der Wasserganter und neben der umlaufenden Bank ein alter Lehnssessel. Dort saß gerne die Mutter und beobachtete das junge Volk oder belehrte es, wenn dies einmal Not tat. Nebenan in der Küche stand der mächtige Herd mit Anrichte und Leutetisch, an der Ecke befand sich der Einstieg zum schließbaren Rauchfang, wo oben im Dachboden die Selch eingebaut war. In der anschließenden Speisekammer standen der Surkübel für den täglichen Gebrauch, auch der Butter-

kübel und die Milchzentrifuge. Neben der Küche lag das Schlafstüberl der Mutter, in eine ihrer Schubladen spreizten wir Buben mit Holzspänen unsere leeren Geldtaschen, bis sie in ihrer Herzensgüte wieder einiges Kleingeld hineinlegte. Von der Küche führte eine steile Leiterstiege hinauf zur „Menscherkammer“ im oberen Stock.

Auf der anderen Seite des Vorhauses waren die Auszugwohnung und die Trankküche mit dem Erdäpfeldünster, die Schrotmühle, ein Rübenschnitzler, eine Schneidbank für den Sauklee und die Backstube mit dem Backofen. Eine steile Stiege aus gemauerten Ziegelstufen führte in den Hauskeller hinunter, wo die Renken in einem großen Fleischkübel gesurt wurden.

Unsere Bettgestelle für den Strohsack waren aus einfachen Brettern zusammengesetzt. Ein grobes Leintuch und ein Kopfpolster aus Stroh, dazu noch ein solcher mit Rosshaar gefüllt und als Zudeckerl eine warme Tuchent aus buntem oder geblümeltem Bauernleinen neben einem einfachen Kleiderkasten – das war unsere ganze Ausstattung. Auf dieser Diele hatten die Knechte und wir Buben unsere Liegestatt. Die Wände bestanden aus behauenem Holz, deren Fugen mit grobem Werch abgedichtet waren. An der Hofseite war ein hölzerner Schrotzugang (Balkon), der von der Diele aus und auch vom Hof her einen Zugang hatte.

Im gleichen Obergeschoss befand sich über der großen Stube die so genannte „bessere Stube“ („Omachdö Stum“), wo Betten und Kästen sowie das sonstige Mobiliar, auch noch von unseren Vorfahren, standen. Dieser Raum war von der Menscherkammer aus zugänglich und wurde als Schatz von jeder Bäuerin mit größter Sorgfalt gepflegt und behütet.

Natürlich war die Brandgefahr bei diesen Holzobjekten enorm groß, was durch die damals primitive Beleuchtung (Kienspan, Ölfunzel, Kerzen etc.) noch verstärkt wurde. Besonders gefährdet waren Bauern in der Einsicht oder solche, welche auf Hügeln lagen, wo Löschwasser vielfach rar war. Bei einer Feuersbrunst waren solche Gehöfte aus Holz und Stroh unrettbar verloren und brannten total nieder. Mit Nachbarschaftshilfe, durch Zug- und Handdienste und Beistellung von Baumaterial (Schotter und Bauholz) wurde die Notlage der Abbrändlern etwas gemildert. Auch finanziell konnte durch Pfarrsammlungen ge-

holfen werden, die freiwillige Vorschusskasse gab ohne viel Formalismus Geld mit niederen Zinsen zum Zahlen der Tagelöhner. Erst Anfang der Jahrhundertwende kamen überall Feuerwehren in Mode, eine Erleichterung brachten auch die Blitzableiter, welche da und dort auf den Dachfirsten installiert wurden. Feuerversicherungen begünstigten die finanzielle Absicherung, führten aber auch in vermehrter Zahl zu Brandlegungen, um schnell und wohlfeil zu einer modernen Hofstatt zu kommen. Die Gerichte mussten mit harten Strafen durchgreifen.

In meiner Jugendzeit wurden auf unserem Bachschallerhof ungefähr ein Dutzend tüchtige Knechte und Dirnen gebraucht, weil die ganze schwere Arbeit noch mit der Hand getan werden musste, zur Ernte und zum Heuen kamen noch etliche Roboter dazu. Maschinen gab es zu dieser Zeit kaum, und wenn bei einem Bauern ein Göpel zum Antrieb eines Gsoddeschers oder ein Futterhäcksler stand, handelte es sich schon um einen fortschrittlichen Landwirt. Nur zögernd wurden nach dem Ersten Weltkrieg Mäher, Heuwender und ähnliche Geräte mit Pferdegespann angeschafft, als dann aber das „Elektrische“ eingeleitet wurde, konnte manch altes Gerät beiseite gestellt werden.

Da kamen noch Schuster, Schneider, Binder, Sattler, Strohdecker, Rechenmacher, Besenbinder, Schernfänger (Maulwurffänger), Ofensetzer, Glaser, Tischler, Maurer und Zimmerleute auf die Stör, die selbstverständlich neben dem üblichen Tageslohn volle Kost bekamen. Auch Viehhändler, Sauschneider, Bader, Krämersleut, Siebmacher, Pfannenflicker und Rastelbinder zogen übers Land, die – wenn's gerade Essenszeit war – zu Tisch geladen wurden. Auf diese Weise sind oftmals zwei Dutzend und mehr Esser da gewesen, die tüchtig zugriffen. Unsere Mutter führte ein gastliches Haus und war verschrien, dass es nirgends eine bessere Kost gäbe als bei ihr. Auch die Speckjäger (Landstreicher) kamen bei unserer Mutter nicht zu kurz. Besonders an Sonntagen reichte der große Tisch oft nicht aus. In der Regel wurden jeden Monat eine Sau und etliche Dutzend Brotlaibe und jedes Jahr ungefähr 500 Eimer Most vertilgt.

Reitermacher, Rastelbinder und Hausierer

Der 1928 in der Buckligen Welt geborene Hans Sinabell erinnert sich an einige spezifische Gruppen, die in seiner Kindheit noch zum Alltagsleben gehörten.

Zu den wichtigsten Requisiten in der Scheune eines Bauernhofes gehörten die Reitern. Sie fanden bei allem, was zu reitern (sieben) war, Verwendung. Es gab große und kleine, weit- und engmaschige Reitern. Diese wurden von einer eigenen Zunft, den Reitermachern, angefertigt und auf den Bauernhöfen feilgeboten. „Die Reitermocher san da“, hörte man sie schon von weitem rufen. Wenn die Bäuerin im Fasching Krapfen buk, wurden diese zum Abtropfen des Fettes in große Reitern gelegt. Faschingskrapfen zählten übrigens zu den Delikatessen auf einem Bauernhof. Ihre Qualität wurde nach dem gleichmäßigen weißen Rand, der sich durch das beidseitige Backen ergab, gemessen. Bei uns waren die Krapfen nicht mit Marmelade gefüllt. In die Reitern konnte man sie deshalb legen, weil diese zu den saubersten Gerätschaften auf den Bauernhöfen zählten. Die Reitern wurden aus Holz gefertigt. Der bis zu einem Meter Durchmesser aus Haselfedern eng- oder weitmaschig geflochtene Boden war auf einer zehn bis zwanzig Zentimeter hohen Holzwand befestigt. Haselfedern sagten die Reitermacher zu den in Streifen geschnittenen Zweigen des Haselstrauches. Man flocht daraus auch Zöger, Taschen, Tragerl und andere Behälter, wie zum Beispiel Schwingerl, das waren kleine, flache, runde Zögerl.

Zu den vagierenden (herumziehenden) Handwerkern, die ihr Erscheinen durch lautes Rufen ankündigten, zählten auch die Hadern- und Fetzensammler, die Rastelbinder und Häferlflicker sowie die Messer- und Scherenschleifer. Etwas herausgehoben fühlten sich die Sauschneider. Man erkannte sie an den weißen Federn, die ihre Hüte schmückten. Außerdem gab es noch die Bosniaken, Bauchladenträger, deren Erscheinen uns Kinder faszinierte; nicht wegen der Personen, sondern wegen der Bauchläden, die ein ganzes Sammelsurium an Dingen enthielten. Wir hätten gerne alles gehabt: Taschenfeitel. Mundharmonikas und vieles mehr. Aber auch Wanderhändler, die Bettzeug und andere Textilien anboten, kamen ins Haus.

Die Holzriese

Der aus einer traditionsreichen Naßwalder Holzarbeiterfamilie stammende Heinrich Innthaler, geboren 1907, wurde im Juni 1924 von der Forstverwaltung der Gemeinde Wien als Forstarbeiter aufgenommen.

Im ersten Jahr war ich hauptsächlich beim Hütten- und Riesenbauen beschäftigt. Das Holz kam auf den Holzriesen der Stadt Wien sowie der Herrschaft Hoyos-Sprinzenstein zusammen und wurde gemeinsam durch den „Promischka“, so hieß der Graben durch die „Eng“ (eine Felschlucht), zum Scheiterplatz Thalhof bei Reichenau geholt.

Es war dies eine Menge Holz von zirka 5000 Fest- und Raummetern jährlich. Im Winter bezogen wir Quartier im Thalhof. Dort wurde das Holz rigoros in Bloch-, Schleif-, Brenn- und Grubenholz sortiert. Das Holz musste, bevor es zum Scheiterplatz kam, dreimal abgeworfen werden, das heißt, es wurde dreimal auf Haufen zusammengeholt und wieder „eingekehrt“ (weitertransportiert). Die Gesamtlänge der Riesen betrug zirka 300 Fach (zirka 1500 Meter).

Der Riese entlang waren während des Holzens so genannte „Hirter“ (Hüter) erforderlich. Ich stand einst auf einer Strecke, auf welcher zwölf Hirter aufgestellt waren, von denen ich der sechste war. Jeder Hirter hatte eine Hütte, in welcher er sich ein Feuer machen konnte. Oberhalb des Feuers hing ein Kessel, welcher zum „Schnee-Rösten“ (schmelzen) diente. Denn auf der Riese musste Eis sein, anders konnte man nicht holzen. Das Wasser wurde in der Regel lauwarm in einen Behälter gegeben und mittels eines „Wasser-Katzls“ ganz fein auf die „Riesebäume“ gespritzt, damit sie eisig wurden.

Musste ein Hirter die Riese „wassern“ (spritzen) oder hatte er eine Reparatur an der Riese vorzunehmen, musste von einem Hirter zum anderen das „Gschroa“ „Aufhoooh!“ weitergegeben werden. Bei der Einkehr stellte man daraufhin sofort das Holzen ein, das heißt, es durfte kein Stück Holz angerührt werden. Sobald sich kein Holz mehr auf der Riese befand, schrie ein Mann mit kräftiger Stimme: „Er is scho owiiii!“ Dieses Gschroa wurde wieder von Hirter zu Hirter weitergegeben. Erst wenn es bei demjenigen eingelangt war, der „Aufhoooh“ geschrien hatte, durfte dieser die Riese wassern oder die notwendigen Reparatu-

ren vornehmen. Ansonsten hätten die ärgsten Unfälle verursacht werden können. Waren die vorgesehenen Arbeiten beendet, schrie der betreffende Hirter sodann „Kernerhöööö!“ Und erst wenn dieses Gschroa ganz oben beim Haufen eingelangt war, konnte das Holzen – begleitet vom Ruf „Fliag oooo!“ – wieder beginnen.

Weil wir nur bei Kälte holzen konnten – das heißt, wenn die Riese eingeeist war –, arbeiteten wir hauptsächlich zur Nachtzeit, sodass wir zu jeder Nachtstunde vom Scheiterplatz durch die Eng in den Promischka stapften. Bevor wir in die Eng einstiegen, machten wir meistens Rast und sangen Lieder und Jodler, welche über den Scheiterplatz durch den Thalhof bis Reichenau zu hören waren.

Am Wochenende gingen wir zu Fuß vom Scheiterplatz nach Reichenau, um von dort mittels Postautobus nach Hause zu fahren. Es war aber des Öfteren der Fall, dass der Bus schon vollbesetzt aus Payerbach kam und ich die 17 Kilometer zu Fuß gehen musste, ja manche meiner Kameraden sogar 22 Kilometer und mehr.

Die erste Jahresarbeit war im Mai 1925 zu Ende, und wir zwölf Mann zogen nun wieder auf die Knofelebn in unsere selbst erbaute Hütte. Das Zu-Fuß-Gehen nahm ein End, denn ich kaufte mir ein Fahrrad. Hütt'n brauchten wir keine bauen, die Ries'n war auch nur zum Ausbessern, aber dafür hatten wir zirka 150 Meter Holz auf unseren Schultern zu tragen. Das waren Stücke von zwölf bis dreißig Zentimeter Durchmesser und einer Länge von zwei bis sechs Meter. Dieses Holz musste ausgetragen werden, da es erstens zu dieser Abteilung dazugehöriges schlagbares Holz war. Zweitens wäre es, wenn wir es nicht ausgetragen hätten, anstatt in den Promischka über Felsenabfälle und Steilhänge in den Krumbachgraben gekommen. Das heißt: Es war nicht anders möglich.

In den Dreißigerjahren

Die Eltern des 1920 geborenen Heinrich Paar bewirtschafteten eine kleine Hube am Pogusch bei St. Lorenzen im Mürztal. Der Vater war als Holzknecht tätig. 1930 kam der kleine Heinrich auf den Hof seines Großonkels.

Von der Familie Schattleitner wurde ich als Ziehsohn und künftiger Hausgenosse freudiger empfangen, als ich erhofft hatte. Mein Bett hatte ich im ersten Stock im Zimmer des alten, pfeifenrauchenden Anton Schattleitner, der des Bauern Vater und mein Urgroßvater war. Nach dem Abendessen, während die Sonne noch hell ins Zimmer schien, kniete ich neben meinen Urgroßvater auf den Betschemel hin und betete mehrere Vaterunser.

Mein Urgroßvater war sehr jähzornig. Während wir einmal beim Holzhacken waren, warf er mir die Hacke nach, und leider fehlte er nicht ganz. Zum Glück war mein Großonkel in der Nähe, auf seinen Anruf hin ließ der Alte von mir ab, aber immer wieder schrie er: „I schlog di o, du Lausbua du!“ Solche Vorkommnisse verursachten bei mir zunehmend Angstzustände beim Schlafen neben ihm.

Später durfte ich nicht mehr beim Urgroßvater im Zimmer schlafen, sondern musste zu den Rindern in den Stall. Ja, die Knechte und auch die Söhne, an die vier bis sechs Männer, schliefen im Stallgebäude in Strohkisten neben dem Vieh. Die Leintücher und Decken waren von der feuchten und stickigen Luft ebenfalls feucht und schwer. Vom nebenan liegenden Vieh vernahm man das beklemmende Rasseln der Anlegeketten, und in der Finsternis spürte man umso eindringlicher die warme tierische Ausdünstung. Wenn man frühmorgens vom Krähen des Hahnes geweckt wurde, so war das eine Erlösung aus dieser Erniedrigung des Menschen, obwohl man noch allzu gern geschlafen hätte. Was die Knechte und Söhne jahrelang ausgehalten hatten, daran musste auch ich mich gewöhnen.

Man fragt sich: Wie ist denn das möglich, dass Menschen wie Vieh im Stall gehalten werden? Ja, es war so! Die Ursache dafür lag nicht in finanziellem Unvermögen, sondern in dem sozialen Unverständnis und Geiz des Besitzers. Das Wohnhaus hatte eine Küche, ein Esszimmer, eine Speis, eine Kleiderkammer, ein Schlafzimmer für die Besit-

zer, ein Dienstmädchenzimmer, ein Zimmer für den Urgroßvater und ein Wohnzimmer, das zur Getreideaufbewahrung benützt wurde. Außerdem hätte man noch zwei große Zimmer durch den Ausbau des Dachbodens gewinnen können. Platz wäre also genug vorhanden gewesen, doch es fehlte der Wille. Um die Zimmer einzurichten, hätte man natürlich Geld hineinstecken müssen, und das kam dem Besitzer nicht in den Sinn. So war es bei den meisten Bergbauern und auch im Mürztal der Brauch, dass die Burschen ihre Schlafstätte im Stall hatten – da war es ohnedies schön warm! Sonntags gingen die Söhne, sauber gewaschen, im feschen Steireranzug mit Krawatte, Hut und glänzenden Schuhen stolz in die Kirche, für die Nacht mussten sie wieder in das nasse, dreckige Stallbett kriechen. Nach Eintritt der ersten Maitage wurde das miefige Stallquartier mit dem luftigen Wagenschuppen oder mit dem Strohschuppen ober dem Schweinestall vertauscht, wo man über die Sommerszeit wenigstens frische, gesunde Luft atmen konnte.

Die Zeiten wurden immer noch schlechter statt besser. Die Kaufhäuser waren wohl mit Waren gefüllt, in den Auslagen waren schöne Kleider, Mode- und Luxuswaren zu sehen, aber nur wenige konnten sich das leisten, viele hatten nicht einmal genug Geld für den nötigsten Lebensunterhalt. In den Städten herrschte Massenarbeitslosigkeit. Viele junge, kräftige Burschen „walzten“ durch die Straßen des Landes, um sich nur irgendwie durch das Leben zu bringen. Immer wieder klopfen Bettler an die Türen der Bauernhäuser. Jeder Bauer hatte damals vier bis sechs Knechte, welche im Monat für 15 bis 20 Schilling Lohn und das „Bett“ im Stall schwer arbeiten mussten. Im Februar 1934 kam die Nachricht vom Putsch des Schutzbundes, der auch das Mürztal erfasste. Man hörte Gewehrschüsse, das Knattern von Maschinengewehren und sogar Kanonenschüsse, denn das dem Heimatschutz zu Hilfe eilende Bundesheer rückte von Graz her mit Artillerie gegen Bruck vor und bereitete dem Arbeiteraufstand nach wenigen Tagen ein bitteres Ende. Der Arbeiterführer Koloman Wallisch wurde auf der Flucht erkannt und in Leoben hingerichtet. Nun herrschte zwar Ruhe, aber der Hass nahm zu und die Zwietracht wurde immer spürbarer, auch bei uns im Dorf. Meines Großonkels Leute waren, wie fast alle Bauern, beim Heimatschutz.

Der Vorfrühling hielt in unseren Bergen Einzug, als der Großonkel mir eines Tages sagte, dass meine Eltern von der Gemeinde St. Lorenzen ausgewiesen würden und vom Hohegger wegziehen müssten. Jahrelang arbeitslos, Schulden machend in der Hoffnung auf bessere Zeiten – so hatten meine Eltern mit vier meiner Geschwister am Hohegg ein kärgliches Dasein gefristet, bis durch eine Schweinepest, als sie vier große Schweine eingraben mussten, die letzte Hoffnung auf eine Rückerstattung der Schulden zunichte gemacht wurde. So kam es zum letzten Akt in diesem traurigen Spiel, zum Auszug von Lorenzen nach Kapfenberg.

In der damaligen Zeit war jeder österreichische Staatsbürger einer bestimmten Gemeinde „zuständig“, wo er das so genannte „Heimatrecht“ besaß. Diese Gemeindezuständigkeit richtete sich nach dem Vater bzw. dem Haushaltsvorstand. Da unser Vater ein „lediges“ Kind war, waren er und seine ganze Familie nach Kapfenberg, der Gemeinde seiner Mutter, zuständig.

Der Tag der Aussiedlung war festgelegt, und so erwartete ich am 8. März 1934 als vierzehnjähriger Bub an der Reichsstraße vor dem Schirmitzbühel den Durchzug meiner Eltern. Ich sah sie von St. Marein herankommen: Zwei Leiterwagen, von Pferden gezogen, beladen mit zwei Betten, einem Tisch und einigen Sesseln, einem Hängekasten und einem Schubladekasten, einem kleinen eisernen Öfchen, etwas Holzvorrat und dem Holzknechtwerkzeug des Vaters –, das war alles, was sie nach der Bezahlung der Schulden noch besaßen und mitnehmen konnten. Auf dem vorderen Wagen saß die Mutter, bedeckt mit einem weißen Kopftuch, auf den Armen die zweijährige Gisela. Es war ein Anblick, den ich mein Leben lang nicht vergessen kann – heimatlos, wie Bettler und Zigeuner zogen sie dahin. Ein kurzes Halten und noch ein Blick zurück zur verlassenen Heimat am Berge, hinauf zum Hohegger, dessen Wiesenhänge, Stallgebäude und Hausfichten am „Kögerl“ man von jener Stelle aus so gut sehen konnte, – dann zogen sie weiter gegen die Stadt ins Ungewisse hinein. Und ich stand verloren an der Landstraße und blickte als Zurückgebliebener einsam meinen Eltern nach.

Damals redeten die Bauersleute über diesen traurigen Fall, manche höhnten und sahen mich als Bettelbub an, was mich wohl ärgerte, aber

mehr noch beschämte wegen der Erniedrigung meiner Eltern. Aber das rief den Ernst des Lebens in mir wach und weckte den Willen zu arbeiten, um den Eltern zu helfen und uns allen wieder Ansehen zu verschaffen.

Als am 1. Juni 1934 mein letzter Schultag war, konnte ich ob meines Könnens, obwohl ich als Raufer bekannt war, ein Entlassungszeugnis in Empfang nehmen, in dem lauter „Sehr gut“ und „Gut“ standen. Viele weinten bei der Schulschlussveranstaltung. Mir kam keine Träne, aber mit welcher Wehmut ging ich hinaus, um dem Lehrer zu danken und mit Händedruck von ihm und der Schule Abschied zu nehmen. Gerne wäre ich noch weiter zur Schule gegangen, der Drang zu lernen bohrte in mir. Stattdessen begann nun die härtere Schule der Arbeit und des Lebens.

Ein Schüler

Der 1922 im Pongau geborene Franz Huber hatte als Ziehkind bis zu seinem Schuleintritt bereits mehrmals die Koststelle wechseln müssen. Wie für viele andere bestand auch für ihn keine Gelegenheit, eine weiterführende Schule zu besuchen.

Eigentli wor i koa schlechter Schüler nit, wegen der Summabefreiung wor oba viel zum Nachlernen. Die Bürgerschul' hätt i scho derpackt. Nachdem i nur für a armes Bauernknechtl vorg'segn wor, wär die Bürgerschul' a außig'schmissenes Geld. Geld wor damals Mangelware, und der Lauser muass eh erst die Kost abdeana. Die Zeit wor damals saumäßig schlecht, übers Essen derf i mi oba nit beklagen. Wonn a die Kost oanfach wor, Hunger leiden hob i nit brauchen. Fleisch und Butter worn überall Mangelwar'. A Müasl mit Margarina außabacken oder Krapfen als Hauptspeis, Brot, Milch und Äpfel für d'Jausen hots allweil no geben. Geld hob i zu dera Zeit nia oans g'hobt.

Do geht ma wieder grod wos durchs Hirn: Wia i die letzten Jahr in d'Schul' ganga bin, hom die zwoa ältern Buam vom Hof – meine Ziahbrüader – zum Schulgehen ang'fangen. Im Herbst wor Kirtag, dō zwoa Buam hom jeder an Doppelschilling kriagt. I hob nix g'hobt und dō

Lauser hom mi ausg'spöttelt. Mir wor zum Rearn z'Muat. Wia wonn der Herrgott Mitleid mit mir g'hobt hätt, is mir der Onkel Rupert, der Schüttbauer z'Wagrain, über den Weg g'laufen. An großen Stanitzel voll Lebkuchen, Zuckerln, Bockshörndl und Pamerantschen hot er mir kauft. So viel guate Sachen hob i vorher mei Lebtag nit g'hobt. An Teil davon hob i glei verzunden, den Rest hob i hoamtragen und mit die kleanern Kinder teilen müassen. Eigentli a Ungerechtigkeit, weil mir hot von eahna a koana wos geben.

An das Gwand hob i damals a koane Anspruch stellen könnä. Im Summa bin i barfuß g'laufen. Die Schuach für den Winter hot der Störschuasta g'mocht. Dö san so lang mit Lederfleck übernaht worn, bis die Fuaßschmerzen wegen der kloanen Schuahgröß' nit mehr zum Aushalten worn. Für Sonntag selba g'strickte Stutzen, fürn Wochentag Schuachfetzen aus an verschlissenen Leintuach hob i tragen. Zum Arbeiten a rupferne Pfoad ohne Kragerl, dö hom meistens am Körper recht bissen, und dann wors zum „Kratzen“. Die Fingernägel hom den Körper bearbeit', damit die Beißerei a End nehma soll. Vom Spinnen her worn die Knöpf drin, wonn den Weiberleuten der Faden g'rissen is. Viel Freud hob i mit dö Pfoadn nit g'hobt; je länger ma s' tragen hot, umso besser is oba die Gschicht worn, weil die Knöpf scho „abg'niff“ gwöst san. Zum Kirchengehen wor a harberne Pfoad aus schön bleichem Hanf – blüahweiß, mit an kloan Kragerl – angenehm zum Tragen. G'näht hot für mi die Hemden mei Muatta, den Stoff hot ihr die Bäurin geben.

Friseur hob i während der Schulzeit a koan braucht. Beim Schulgehen hom mi die Klassenkameraden gern a bissl ausg'spöttelt, oba da Vota hot mir allweil a Glatzen g'schnitten. Dös wär billiger, und Läus, hot er g'sagt, kriag i a koa. Mich hots allweil g'wundert, dass seine eigenen Kinder mitsamt eahnern Haarschopf koane Läus kriagt hom.

Schulzeit

Hans Sinabell, 1928 geborener Bauernsohn aus der Buckligen Welt, erinnert sich an seine Schulzeit in den Dreißigerjahren. Später sollte er selbst den Lehrerberuf ergreifen.

Im Jahre 1934 trat ich in die Volksschule in Hollenthon ein. Damals dreiklassig, wirkten dort ein Oberlehrer, ein weiterer Lehrer und ein Fräulein. Dieses unterrichtete die Grundstufe im ersten und zweiten Schuljahr, der Lehrer die Mittelstufe, also das dritte und vierte Schuljahr, und der Oberlehrer unterrichtete die Oberstufe vom fünften bis zum achten Schuljahr.

Zu dieser Zeit schrieben wir noch mit einem Griffel auf einer Schiefertafel, deren Größe dem heutigen DIN-A4-Format entsprach. Während sich auf der einen Seite der Tafel Zeilen befanden, diente die zweite leere Seite dem Rechnen. Die Schiefertafel umgab ein Holzrahmen. Das Geschriebene konnte mittels eines nassen Schwammes, der am rechten oberen Rand an einer Schnur hing, wieder gelöscht werden.

Je nach Größe des Dorfes umfassten die Volksschulen damals in unserer Gegend eine bis vier Klassen. Die Lehrer galten als Meister ihres Faches, denn in einer Klasse befanden sich bis zu vier Schulstufen. Als so genannte Einklassler hatten sie sogar acht Schulstufen im Abteilungsunterricht, das heißt in einer Klasse, zu unterrichten. Der Oberlehrer war neben dem Pfarrer und dem Doktor, wenn es einen solchen gab – gemeint sind damit Arzt und auch Tierarzt –, die höchste geistige Instanz des Ortes. Dem Oberlehrer stand eine Dienstwohnung in der Schule zur Verfügung. Lehrerinnen und Lehrer logierten privat oder in einem Gasthaus, manchmal auch in einem leeren Kammerl des Schulgebäudes, wenn eines vorhanden war. Zu der Lehrerin sagten die Leute Fräulein. Sie war meist ledigen Standes.

Die Schule bildete neben dem Dorfwirtshaus ein Kommunikationszentrum. Ihre Aufgabe sah sie nicht bloß in der Erziehung und Wissensvermittlung, denn fast gleichwertig daneben stand ihre gemeinschaftsbildende Funktion durch die Organisation von Festen und Feiern sowie die Mitwirkung bei öffentlichen Veranstaltungen. Damit trug sie ganz wesentlich zur Erhaltung einer lebendigen Dorfgemein-



THERESIA OBLASSER

EIGENE WEGE

EINE BERGBÄUERIN ERZÄHLT

(DAMIT ES NICHT VERLORENGEHT ..., BAND 68)

Im Jahr 1965 heiratet Theresia Oblasser einen Bergbauern. Die folgenden Jahre als Bäuerin und junge Mutter auf dem Brandstätthof nahe Taxenbach im Salzburger Unterpinzgau sind arbeitsreich. Wohnhaus und Stall werden renoviert, die Wirtschaftsweise muss modernen Erfordernissen angepasst werden. Zur Lebensmitte, als ihre Kinder eigene Wege gehen, sucht auch Theresia Oblasser nach neuen Herausforderungen ... Die Auseinandersetzung mit überkommenen Traditionen ebenso wie mit oberflächlichen Zeiterscheinungen ist ihr ein großes Anliegen. Der Besuch von Seminaren zu gesellschaftspolitischen und religiösen Fragen bestärkt sie in ihrem Bemühen um selbstständiges Denken und nachhaltiges Handeln, nicht zuletzt auch in Bezug auf ihre eigene Stellung als Bäuerin und als Frau. Theresia Oblasser beginnt zu schreiben und erschließt sich damit eine neue Welt. Sie arbeitet in Kulturinitiativen mit, engagiert sich in der Bergbauernvereinigung, setzt sich für die Einführung der Alterspension für Bäuerinnen ein, gründet mit anderen Frauen in der Region eine Schreibgruppe und hinterlässt Spuren weit über das eigene bergbäuerliche Anwesen hinaus.

2013. 232 S. 30 S/W-ABB. GB. MIT SU. 120 X 200 MM | ISBN 978-3-205-78928-4

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0
 INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



ROSA SCHEURINGER (HG.)

BÄUERINNEN ERZÄHLEN

VOM LEBEN, ARBEITEN,
KINDERKRIEGEN, ÄLTERWERDEN

(DAMIT ES NICHT VERLORENGEHT ..., BAND 60)

Zwölf Bäuerinnen – zwischen 75 und 100 Jahre alt – schreiben über ihr Leben. Ihre Erinnerungen machen deutlich: Mehrfachbelastung ist nichts Neues, und Flexibilität wird Frauen nicht erst heute abverlangt.

Die Autorinnen erzählen von ihren vielfältigen Tätigkeiten in Haus und Hof und vom Zusammenleben in der bäuerlichen Familie, von Geburt und Tod, vom Verhältnis zwischen Jungen und Alten, Frau und Mann. Arbeitsabläufe, Bräuche und Feste, die traditionell den Jahreslauf bestimmten, werden ebenso beschrieben, wie die Ausnahmesituationen der Kriegs- und Nachkriegsjahre.

2007. 326 S. 32 S. S/W-ABB. GB. 120 X 200 MM | ISBN 978-3-205-77667-3

„Was alle Texte gemeinsam haben ist die Authentizität, hier ist kein Satz künstlich konstruiert, die Frauen schreiben unverblümt, kurz und direkt, wie und was sie empfinden. Diese Ehrlichkeit verleiht dem Buch eine besondere Qualität und macht das Opus zu einem einzigartigen Stück Zeitgeschichte.“

*Das Waldviertel. Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde
des Waldviertels und der Wachau*



ROLAND GIRTLER

ASCHENLAUGE

DIE ALTE KULTUR DER BAUERN

Mit Aschenlauge wuschen die Bäuerinnen bis ins vorige Jahrhundert die Wäsche. Sie stellten sie selbst her und mussten keine Seife kaufen. Aschenlauge steht damit für eine Zeit, in der die Bauern selbstständig waren und die meisten Dinge des Lebens selbst herstellten. Roland Girtler lässt diese Zeit lebendig werden.

In seinem Buch kommen Mägde, Knechte, Bauern und Handwerker zu Wort, die die alte bäuerliche Kultur bis zum tiefgreifenden kulturellen Wandel der 1950er Jahre erlebt haben. Sie erzählen von Armut und harter Arbeit, aber auch von tiefem Zusammenhalt und Zufriedenheit. Sie erinnern sich an die oft schlechte Behandlung von Mägden und Knechten, die Bedeutung der Wilderer, die Freizeitgestaltung und die Feste, die Kontakte zwischen Burschen und Mädchen, die Stellung der Frau, die medizinische Versorgung, den Umgang mit dem Tod und vieles mehr. Diese Erinnerungen zeichnen ein anschauliches Bild vom bäuerlichen Leben wie es früher einmal war.

2012. 368 S. GB. 25 S/W-ABB. 135 X 210 CM | ISBN 978-3-205-78858-4

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



ANGELIKA KAMPFER
BERGBAUERN

Das Leben auf dem Bergbauernhof ist eine Welt für sich. Angelika Kampfer hat sich mit ihrer Kamera auf den Weg gemacht um diese spezielle Lebensform zu dokumentieren. In ihrem reich illustrierten Bildband vermittelt sie ein Bild von harter Arbeit, dem Leben mit und in der Natur, starkem familiären Zusammenhalt und Gottesfürchtigkeit. Im Mittelpunkt stehen dabei die Menschen und ihr Alltag auf den Höfen. Natürlich und ohne zu romantisieren gibt Kampfer so einen Einblick in eine Lebensform, die vom Bruch zwischen Tradition und Moderne geprägt ist.

Angelika Kampfer, geb. 1960, lebt in Villach, arbeitete bis 1987 als Chemotechnikerin in München und Paris, besuchte von 1988 bis 1990 die Staatliche Fachschule für Fototechnik in Berlin und ist seit 1990 freie Fotografin. Ausstellungen im In- und Ausland.

2009. 163 S. 162 DUPLEXABB. GB. 240 X 270 MM. | ISBN 978-3-205-78401-2

„Kampfers Fotos [...] sind eine Verbeugung vor den Bergbauern.“

(KURIER)

Wie war das Leben im Dorf und auf dem Land früher wirklich? Erzählungen von mehr als zwanzig Frauen und Männern, die auf dem Bauernhof aufgewachsen sind und oft ihr ganzes Leben in der Landwirtschaft tätig waren, geben Einblicke in diese fast gänzlich verschwundene Welt. Von Idylle oder rustikaler Romantik ist da keine Spur. Karge Verhältnisse und schwere körperliche Arbeit, aber auch Lebensfreude, prägten den Alltag. Zahlreiche Fotografien ergänzen diesen Rückblick auf die bäuerliche Existenz einer vergangenen Zeit.



9 783205 795681

ISBN 978-3-205-79568-1 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM